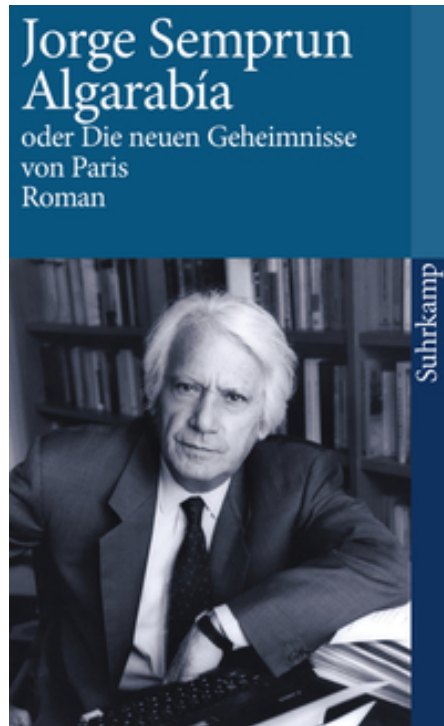


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Semprún, Jorge

Algarabía oder Die neuen Geheimnisse von Paris

Roman

Aus dem Französischen von Traugott König und Christine Delory-Momberger

© Suhrkamp Verlag

suhrkamp taschenbuch 1669

978-3-518-38169-4

suhrkamp taschenbuch 1669

Algarabía, ein spanisches Wort aus einem maurischen Lied, heißt – nimmt man das babylonische Bild zu Hilfe – Sprachverwirrung. Rafael Artigas ist die Hauptfigur dieses großangelegten Romans. Artigas, der älter Gewordene, der in seine spanische Heimat zurückkehren will, dem es lediglich an den Papieren mangelt, die die Ausreise ermöglichen. Artigas ist nicht sein richtiger Name: die Identität zu beweisen hat auf dem Polizeipräsidium Schwierigkeiten, Verzögerungen ergeben. Nun aber scheint das Entscheidende geklärt; Artigas befindet sich auf dem Weg dorthin. Es ist der 15. Oktober 1975. General Franco liegt im Sterben. Artigas' Weg zum Polizeipräsidium wird von unerhörten Zwischenfällen unterbrochen. Am frühen Morgen kollidiert er mit einer Bande Noctards, die erst vor kurzem aufgetaucht ist. Seiner Geistesgegenwart hat Artigas es zu verdanken, daß er der Bande entkommt und deren Anführer im Unterirdischen stellen kann, um ihn gedemütigt davonzujagen. Am Ende des Tages werden sie sich wieder einstellen, sie werden es Artigas heimzahlen, die Noctards. Artigas befindet sich auf dem Weg zum Polizeipräsidium. Er hört eine maurische Romanze, er hört das Losungswort: *Algarabía*, und in Bildern und Assoziationen taucht auf, was sein bisheriges Leben war. Das Drunter und Drüber der Ereignisse des Oktobertages strömt dahin in Dokumenten, Tonbandaufzeichnungen, Gesprächen, Liebesbeziehungen.

Jorge Semprun wurde 1923 in Madrid geboren und mußte bei Beginn des Spanischen Bürgerkriegs ins Exil fliehen. Er lebte in Paris, nahm an der Résistance teil und wurde 1943 in das KZ Buchenwald deportiert. Zwanzig Jahre später veröffentlichte er über das, was er dort erlebte, sein erstes Buch, *Die große Reise*, das mit dem Prix Formentor ausgezeichnet und in dreizehn Sprachen übersetzt wurde. In den 60er Jahren wurde der Schriftsteller Semprun weltbekannt als Drehbuchautor zu den berühmten, mehrfach preisgekrönten Filmen »Der Krieg ist aus«, »Z« und »Das Geständnis«. In deutscher Sprache erschienen von Jorge Semprun: *Der zweite Tod des Ramón Mercader*, 1974, *Was für ein schöner Sonntag!*, 1981, *Die große Reise*, 1981, *Yves Montand: Das Leben geht weiter*, 1984, *Algarabía*, 1985, *Der weiße Berg*, 1987, *Netschajew kehrt zurück*, 1989.

Von 1988 bis 1991 war Semprun Kulturminister im Kabinett von Felipe González. Er lebt in Paris.

Jorge Semprun
Algarabía
oder
Die neuen Geheimnisse
von Paris

Roman

Aus dem Französischen von
Traugott König und
Christine Delory-Momberger

Suhrkamp

Die deutsche Übersetzung wurde in Zusammenarbeit
mit dem Autor leicht gekürzt.
Titel der Originalausgabe: *L'Algarabie*
Erschienen 1981 bei Librairie Arthème Fayard, Paris

Umschlagfoto: Jerry Bauer

suhrkamp taschenbuch 1669

Erste Auflage 1989

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1985

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Books on Demand, Norderstedt

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-38169-4

4 5 6 7 8 9 - 14 13 12 11 10 09

Ich bin wirklich jenseits des Grabes, und keine Weisung.

Jean Arthur Rimbaud

Sie glitzern in der Sonne, die auf den rauhen Stoff ihrer Jacken genähten Flitterstücke. Glasscherben funkeln auch auf der Fahrbahn und in den gähnenden Löchern der Fenster hinter ihnen. Sie sind zu dritt, an die halb eingefallene Wand des ehemaligen Polizeireviers gelehnt. Sie entfernen sich jetzt davon, sie laufen in der Herbstsonne.

Ihre Augen sind von einer Aureole aus rotem Puder umrandet, der, vom Trocknen rissig, ihre Lider, ihre Augenhöhlen bedeckt. Dieses Rot verstärkend, zieht sich eine schwarze, symmetrische Doppellinie, die zwischen den sorgfältig abraasierten Augenbrauen anfängt, bis zur Mitte der Stirn hoch, geht nach rechts und links auseinander, führt wieder zu den Schläfen herunter, umkreist die Backenknochen und stößt schließlich an der Nasenspitze wieder zusammen. Das übrige Gesicht ist kreideweiß.

Der Mann, der in der Rue de l'Abbaye auf die drei jungen Leute zugeht, hatte eine solche rituelle Bemalung noch nie gesehen. Aber eine neue Bande von Noctards war in den letzten Wochen in der Z.U.P. aufgetaucht, hieß es. Das ist sie offenbar.

Der Mann bleibt stehen und sieht sich die Noctards an. Zwei von ihnen sind schon in der Mitte der Fahrbahn und versperren den Weg. Ihre Hände stecken in den Vordertaschen ihrer Dschis. Vier Finger sind unsichtbar unter dem ausgewaschenen Leinen. Aber die gespreizten Daumen trommeln herausfordernd auf den Bauch, die Leistenfalte. Die männlichen Attribute sind stark betont, sicher künstlich vergrößert, wodurch eine triumphierende Maskulinität zur Geltung kommt.

Der dritte Noctard steht noch auf dem aufgerissenen Bürgersteig.

Über seinem Kopf schaukeln die Reste des Leuchtschildes vom ehemaligen Polizeirevier der Rue de l'Abbaye. Man kann sich noch daran erinnern. POLICE stand in blauen Buchstaben auf weißem Milchglas. Es war nachts erleuchtet, es beruhigte jene, für die die Polizei etwas Beruhigendes hat. Heute sieht man die Reste des Schildes vor der vom Feuer geschwärzten Fassade. Zwei Buchstaben haben überlebt: O und C, in einem trotz der

Jahre noch lebhaften Blau. Die blauen Buchstaben bilden ein geheimnisvolles Signal über dem Kopf des dritten Noctard.

Dieser reckt sich in der Sonne. Er geht zu den beiden anderen auf der Fahrbahn. Unter seinen Dschiens zeichnet sich eine noch deutlichere Männlichkeit als bei seinen Kameraden ab. Ein kleiner Anführer sicher.

Er spricht:

»Na, alter Idiot, gehst du spazieren?«

Alter-Idiot hat tatsächlich weißes Haar. Er fährt sich mit der linken Hand mechanisch durch die Haare. Manchmal fühlt er sich schon alt, das stimmt. Es fällt ihm schwer zu existieren, das ist jede Sekunde eine Anstrengung, eine mühsame. Die Zeit vergeht, er ist noch am Leben. Zumindest atmet er. Das ist nicht gerade viel: eine poröse Seligkeit. Aber heute fühlt er sich zum Glück überhaupt nicht alt. Und außerdem, selbst wenn er sich alt fühlt, ist er doch niemals ein Idiot gewesen: weder heute vormittag noch an irgendeinem anderen Vormittag. Das könnte er beschwören.

Alter-aber-nicht-Idiot sagt nichts, lächelt kurz. Aber er läßt nicht locker, der dritte Noctard.

»Antworte gefälligst, wenn man mit dir spricht. Wer hat dir erlaubt, aus deinem Loch zu kommen?«

»Ich kenne ihn, diesen Knacker da!« sagt einer der beiden anderen. Ich hab ihn im *El Alcazar* gesehn. Das ist ein Pinguin, der mit der Anarchobande unter einer Decke steckt!«

Der Mann mit den weißen Haaren ist tatsächlich Spanier. Er läßt sich zur Zeit Rafael Artigas nennen. Aber er kann es nicht leiden, wenn einer ihn Pinguin nennt.

Manche sagen, dieses Wort sei eine Kurzfassung, eine Abkürzung von Espinguin für Espagnol. Andere behaupten, die Spanier der Z. U. P. hießen Pinguine wegen ihrer Kleinheit und ihrer dunklen Sonntagsanzüge mit weißem Hemd. Wie dem auch sei, was diese etymologische Frage angeht, der Spanier mit den weißen Haaren mag nicht, daß man ihn Pinguin nennt. Das ist ein ebenso blödes Wort wie Makkaroni, Itaker, Kanake usw. Die Sprache ist voll von solchen idiotischen Wörtern.

Als der Mann mit den weißen Haaren hörte, daß der junge Noctard ihn als Pinguin bezeichnete, spürte er plötzlich, wie eine kleine Hitzewelle in den Peripherien seines Körpers kribbelte. Sie

steigt vom Kreuz zu den Halswirbeln auf. Sie prickelt in den Fingerspitzen der linken Hand. Sie erreicht stoßweise alle Blut- und Nervenbahnen. Sie setzt sich genau in der Mitte fest, in der Magengrube, im Solarplexus.

Er sieht sich die drei Noctards an, die ihm den Weg versperren. Sie haben gelbe Augen und eine bläßliche Haut unter der brüchigen Kruste ihrer Kriegsbemalung. Sie machen ihm überhaupt nicht angst. Es sind jämmerliche Noctards. Neue offenbar, die weder die Gewohnheiten noch die wirklichen Kräfteverhältnisse in diesem Viertel der Z. U. P. kennen. Sie sind bestimmt erst kürzlich in der Zone aufgetaucht, weil sie meinen, sie könnten hier noch was abstauben.

»Na?« brüllt der kleine Anführer.

Mit der gleichen Bewegung ziehen alle drei ihre Schnappmesser. Es klackt. Es blitzt auf. Wie im Kino.

Sie gehen einige Schritte auf Rafael Artigas zu.

Das Hitzegefühl in der Magengrube hat sich aufgelöst. Er ist innerlich wieder kalt, ganz geschmeidig. Die Oktobersonne sticht ihm auf die Haut. Er hört das wahnsinnige Gepiepse der Singvögel im dichten Gebüsch um die verlassene Kirche Saint-Germain-des-Prés.

Es ist absurd, aber er denkt plötzlich an Apollinaire. Früher war hier ein kleiner Park und in der Mitte des Parks eine Büste von Guillaume Apollinaire. Er hat oft auf einer der Bänke dieses Parks gesessen. Das ist lange her, Jahrzehnte, als das Apollinaire-Denkmal noch nicht aufgestellt war. Er hat schon alles mögliche gesehen. Nach einer durchzechten Nacht in den Bars der Rue Dauphine hat er dort Boris Vian Trompete spielen hören. Das war lange vor den Ereignissen, gleich nach dem Zweiten Weltkrieg. Es war schneidend kalt. Boris Vian hatte den Mantelkragen hochgeschlagen, und er hatte uns vergessen. Der zerreißende Ton seiner Trompete hatte Blasen von Einsamkeit um jeden von uns entstehen lassen.

Er schüttelt den Kopf. Ein andermal wird er erzählen, was ihm alles in diesem Park passiert ist. Das Gespräch mit Georges Bataille zum Beispiel. Im Augenblick fragt er sich nur, ob die Büste von Guillaume Apollinaire immer noch da ist, unsichtbar, hinter den Zweigen verborgen, mitten in dem buschigen und wilden Dickicht, das auf dem einst gepflegten Park gewachsen

ist, da ja die Natur, wie man so schön sagt, im Laufe dieser Jahre ihre Rechte wiedergewonnen hat.

Aber die drei Noctards machen einen weiteren Schritt auf ihn zu.

Er weicht zurück, als sei er von dem männlichen Schein dieser drei kaputten Typen beeindruckt. Und dann, mit einem Ruck, dreht er sich um und rennt los.

Einige Sekunden später hört er sie hinter sich aufheulen. Das Tempo seiner Flucht muß sie überrascht haben. Und jetzt wetzen sie hinter ihm her.

Die Esplanade vor der Kirche ist von Gras überwuchert. Der Asphalt ist aufgeplatzt, die losen Pflastersteine wurden weggeschleppt, 68 für den Bau von Barrikaden, dann für alle möglichen Basteleien und Geschäfte.

Aber unter dem Pflaster war nicht der Strand: da war Schlamm.

In der Mitte des leeren Raumes, rund um die verbogenen und verrosteten Trümmer eines Leuchtpfostens, wachsen einige Akazien. Die Häuser um den Platz haben während der Ereignisse gebrannt. Die Fassaden sind scheinbar noch intakt, aber dahinter ist es leer und schwarz vom Feuer. Die Kirche dagegen ist in bestem Zustand, sie steht wie in den wahrhaft alten Zeiten inmitten von Wiesen und Bäumen. Es ist lange her, daß die Anarchisten der Kolonne Durruti sich aus der Kirche zurückgezogen haben, deren Pfarrhaus 1968 das Hauptquartier von Eleuterio Ruiz und seiner Männer war. Jetzt kommen manchmal Gruppen junger Christen und veranstalten dort wilde Messen. Es finden sich nicht allzuviel Leute ein, muß man schon sagen, aber sie haben sicher ihren Spaß, das ist auch schon was.

Das Gelände vor der Kirche ist holprig, voller Schlammlöcher. Man muß es kennen, wenn man sich nicht beim Hinüberrennen das Genick brechen will. Aber der Spanier, genannt Rafael Artigas, kennt seit langem jede Ecke dieses Geländes.

Die drei Noctards verfolgen ihn brüllend. Schön blöd. Erstens kommen sie schneller außer Atem. Und zweitens kann er durch ihre Stimmen den Abstand ermessen, der ihn noch von ihnen trennt, ohne sich auch nur umdrehen zu müssen. Schon an dieser

Kleinigkeit sieht man, daß es sich um Laien handelt. Um Amateure.

Artigas überquert den Platz diagonal, weicht den Wasserlöchern, den Schlamlöchern, den plötzlichen Bodensenkungen aus. Er kommt ganz gut zurecht für einen alten Idioten. Die Ellbogen am Körper, seinen Laufschrift je nach den Unebenheiten verlängernd oder verkürzend, seine Atmung kontrollierend könnte er jahrhundertlang so laufen. (Gut, ich übertreibe ein bißchen. Es ist die Freude am Laufen, die Lust am Erzählen, die mich dazu bringen, alles mögliche zu sagen.)

Links flitzen zwei Ratten vorbei, durch den Lärm der Verfolgung bei ihrer morgendlichen Kopulation gestört.

Die ehemalige Rue de Rennes endet an der Esplanade. Eine ländliche Perspektive, verlassen und grün. Bevor Artigas nach rechts einbiegt, wirft er einen Blick auf das bukolische Bild der Rue de Rennes. Sie wird durch die dunkle Masse der Mauer einige hundert Meter weiter an der Kreuzung der Rue d'Assas versperrt. Dahinter sieht man die Tour Maine-Montparnasse in der Herbstsonne funkeln. Auf der Hochtrasse des Boulevard Raspail, die von einer kugelsicheren Plexiglas-Kuppel geschützt wird, gleiten ständig wellenweise Autos in alptraumhafter Stille dahin.

Komisch, diese Unruhe, die man auf der anderen Seite der Mauer ahnt.

Aber er hat keine Zeit, darüber zu lachen, wie man eigentlich müßte. Er ist am Ende – am Ziel – seiner Scheinflucht angekommen: an einem der noch benutzbaren Eingänge der ehemaligen Tiefgarage des Boulevard Saint-Germain. Auf dem Mittelstreifen, der früher die Straße von der parallelen Allee trennte, steht immer noch die Telefonzelle. Ihr Stahlgerüst jedenfalls. Witzbolde haben dort vor einiger Zeit ein mit Flitterkram behängtes Gerippe befestigt, das da schaukelt.

Wegen der Anordnung der Stufen ist Artigas gezwungen, sich umzudrehen, als er auf die Treppe springt, die in die Tiefe der ehemaligen Garage führt. Er hebt die Augen und kann feststellen, daß seine Verfolger immer noch dreißig Meter entfernt sind. Sie sind während des Rennens zurückgeblieben. Einer von ihnen muß sogar hingefallen sein, er hinkt offensichtlich. Artigas stürzt sich in das klaffende Loch, auf die glatten, schon ziemlich

lockeren Stufen aus grauem Zement, die sich in den Tiefen verlieren.

Der Irrgarten unterirdischer Gänge in der ehemaligen Tiefgarage ist eine Hölle von Pestilenzen. Eines bereits fernen Tages sind die Benzinbehälter der Tankstelle in die Luft geflogen. Dutzende von verrosteten, vom Feuer verbogenen Autowracks liegen an den feuchten Wänden. Ein spärliches, viskoses Licht dringt durch einige der von den Explosionen aufgerissenen Breschen. In diesem Halbdunkel ahnt man riesige Müllhaufen, Abfälle aller Art, unsäglich Anhäufungen, von denen ein erstickender Gestank ausgeht. Damit er nicht überhand nimmt, sind die wenigen Bewohner der anliegenden Häuser gezwungen, regelmäßig ganze Müllhaufen zu verbrennen. An solchen Tagen dringt ein schwarzer, höllischer Rauch aus den Eingeweiden des Boulevards.

Die anderen auf dem Gebiet der Commune de la Rive Gauche gelegenen Tiefgaragen werden jetzt für verschiedene Zwecke verwendet, da es fast keinen Autoverkehr mehr gibt. So ist zum Beispiel die der Rue Soufflot eine unterirdische Nekropole geworden. Die der Place Saint-Sulpice ist, mit barockem Luxus ausgestattet, das berühmteste Bordell Westeuropas geworden. Die Bande der Korsen hat es eingerichtet und verwaltet es, seitdem sie nach und nach die Hebel der nächtlichen Gewalt wieder übernimmt, unter Ausnutzung der Auflösung der Commune und der geheimen Hilfe des Nachrichtendienstes.

Die Tiefgarage des Boulevard Saint-Germain dagegen hatte aufgegeben werden müssen. Im Laufe der Kämpfe vom Sommer 68 hatte sie den Selbstverteidigungsgruppen der Volksmiliz als Operationsbasis gedient. Aber die Rückeroberung der Gebäude der neuen Medizinischen Fakultät durch die Ordnungskräfte und der Bau der Mauer hatten die Position bald unhaltbar gemacht. Eine Zeitlang hatten die von den Explosionen aufgerissenen unterirdischen Gänge Noctardbanden als Unterschlupf gedient. Heute, wo das höllische Labyrinth den stinkigen Ausdünstungen überlassen ist, beherbergt es nur noch todkranke Clochards, die so schwach sind, daß sie das Tageslicht nicht mehr ertragen können. Sie kommen hierher, in das schützende, feuchte Halbdunkel, und lassen sich von den Ratten auffressen.

Rafael Artigas (so wollen wir ihn der Bequemlichkeit halber nennen, obwohl es sich nur um ein Pseudonym handelt), Artigas also ist an den vom Feuer verbogenen Autowracks entlanggerannt. Etwa in der Mitte des Ganges versteckt er sich hinter dem verkohlten Blech einer großen Limousine. Er zieht langsam an dem Reißverschluß seiner Lederjacke. Die Smith and Wesson 11,43 ist da, ganz warm im Spezialhalter unter seiner linken Achsel. Er packt den polierten Griff des Revolvers. Er löst die Trommel mit einem Daumendruck. Die sechs Kammern sind mit Elfmillimeterpatronen bestückt. Er schiebt die Trommel wieder zurück. Er streckt sich auf der zerbeulten Motorhaube des Autos aus und richtet die Waffe auf das Ende des Ganges, wobei er sich auf seinen linken Unterarm stützt.

Dahinten tauchen schon die Noctards auf, in dem blaugrünen Licht, das dort, wo die Explosion der Tankstelle einen Krater in die Fahrbahn des Boulevard Saint-Germain gerissen hat, einfällt.

Sie bewegen sich vorsichtig voran, den mit dem Messer bewaffneten Arm nach vorne gestreckt. Artigas hört ihr Flüstern. Die armen Trottel sind in die Falle gegangen.

Plötzlich scheint der Zementboden der Garage auf kaum wahrnehmbare Weise zu erbeben. Hunderte von Ratten kommen aus der Tiefe des Ganges, eine kompakte Masse, eine trippelnde haarige Welle, in der nur die rötlichen Punkte der Augen funkeln.

Das brandet heran mit dem Geräusch von Hagel, einer Art dumpfem Keuchen, durchsetzt mit schrillum Gequietsche. Hunderte von Ratten, tausende vielleicht.

Maxime du Camp zufolge – dessen sechsbändiges Werk *Paris, ses organes, ses fonctions et sa vie dans la seconde moitié du XIX^e siècle* eine sehr aufschlußreiche Lektüre ist, wenn man den anfänglichen Widerwillen überwindet, den ein so abscheulicher, in seinem Haß auf die Communarden von 1871 so frenetischer Autor unweigerlich hervorrufen muß – ist die Spezies, die man in der ehemaligen Hauptstadt Frankreichs antrifft, nicht autochthon. Es ist eine tartarische Ratte, die, während einer Trockenperiode von außergewöhnlicher Hitze aus den kirgisischen Steppen vertrieben, in Europa eingedrungen ist, nachdem sie im Sommer 1766 schwimmend die Wolga durchquert hat. In Frankreich

angekommen, sagt Maxime du Camp mit der überraschenden Sicherheit des Spezialisten oder Augenzeugen, fraßen die tartarischen Ratten alle heimischen Ratten auf, die jedoch ihrerseits ebensowenig autochthon waren. Das antike Europa soll nämlich nur die Maus gekannt haben: *ridiculus mus*. Die Ratten sind Barbaren, deren erste Invasion auf das 12. Jahrhundert zurückgeht. Diese ersten Ratten sind wahrscheinlich auf den aus Palästina heimkehrenden Kreuzritterschiffen zu uns gekommen. So scheint es also eine Gewohnheit der Spezies zu sein, auf Kriegsschiffen die Meere zu überqueren. Stammt denn nicht auch die Maus von Alice von einem Urahn ab, der auf einem Schiff von Wilhelm dem Eroberer den Ärmelkanal überquert hatte?

Wie dem auch sei, die Ratten, die heute im Gang der ehemaligen Tiefgarage heranrücken, kommen bestimmt nicht aus Palästina, noch aus der Karakumwüste, wie ihre mutmaßlichen Vorfahren des 12. und 18. Jahrhunderts. Sie kommen ganz banal aus dem ehemaligen Bauch von Paris. Als die Ordnungskräfte die Kontrolle über die Viertel des Zentrums zurückgewonnen hatten, indem sie die Commune von Montmartre von der der Rive Gauche isolierten, bevor sie erstere unterwarfen, waren die Hallen zerstört worden. Die Regierung wollte einerseits die Erinnerung an die Feste und Versammlungen auslöschen, die damals riesige, von der Illusion mobilisierte Mengen unter die Pavillons von Baltard hatten strömen lassen, andererseits sollte die Zerstörung der Hallen den Bau eines dichten Netzes offizieller Gebäude ermöglichen, die von ergebenen und braven Beamten bewohnt sein sollten.

Jedenfalls waren die Ratten, sobald die Arbeiten begonnen hatten, abgezogen. Die meisten von ihnen waren nach Rungis emigriert und damit der endgültigen Verlegung der Hallen zugekommen. Aber bestimmte Horden hatten lediglich die Seine überquert und sich in den verlassenem Tiefgaragen der Z.U.P. des Südens niedergelassen. Das vorübergehende völlige Verschwinden der Müllabfuhr in dieser Zone hatte eine für diese Invasion günstige Umgebung geschaffen.

Aber die Ratten, die heute in dem unterirdischen Gang des Boulevard Saint-Germain heranrücken, sind sehr ruhige Ratten. Sie sind nicht auf der Jagd. Der Geruch von Blut hat sie nicht

erregt. Sie wandern nur einfach. Das ist eine Migration von Ratten, die in einem hartnäckigen Trippeln ihr Territorium wechseln.

Rafael Artigas ist auf das Autowrack geklettert, um sie vorbeiziehen zu lassen.

Die jungen Noctards, die ihn bis in die Tiefgarage verfolgt haben, sind sichtlich nicht an Rattenmigrationen gewöhnt. Sie erstarren beim Anblick der bräunlichen Flut, die auf sie zu rollt. Artigas hört sie vor Entsetzen schreien. Zwei von ihnen machen auf dem Absatz kehrt und fliehen in Richtung Treppe. Der dritte ist offensichtlich so verschreckt, daß er wie versteinert stehenbleibt. In letzter Sekunde, als die spitzen Schnauzen der ersten Ratten der Vorhut fast seine Knöchel berühren, springt er auf das Dach eines Wagens.

Hoffen wir, daß er sich ruhig verhält, dieser Kretin! Wenn er durch irgendeine unbedachte Bewegung Aufmerksamkeit erregt, werden irgendwelche Aufklärer seinen Körper wittern. Er wird Angst bekommen, er wird vielleicht gegen irgendeine vereinzelte Ratte sein Messer ziehen. Der Geruch des Bluts wird dann alle Jagdinstinkte dieser vollgefressenen Horde wecken, die friedlich zu einem Territorium trippelt.

Aber der junge Noctard rührt sich nicht.

Die Ratten sind jetzt vorüber. Es waren wirklich sehr viele. Das ist drei ganze Minuten lang vorbeigeblutet.

Artigas läßt dem Noctard nicht die Zeit, wieder zur Besinnung zu kommen. Er zielt auf das Autowrack, auf das der andere gesprungen ist, und schießt in seine Richtung.

Das Mündungsfeuer der Smith and Wesson blitzt auf, und die Detonation hallt lange nach.

Artigas wechselt schnell die Stellung, indem er in einem anderen Autowrack Deckung sucht und sich so dem jungen Noctard nähert. Dann schreit er in die wieder eingetretene Stille:

»Schmeiß das Messer auf den Zement, direkt vor dich hin, daß ich es fallen höre.«

Der kleine Typ gehorcht fast sofort. Nach dem Vorbeiziehen der Ratten hat der Schuß, dessen Einschlag er ganz nahe gefühlt haben muß, seine Angriffslust schließlich gedämpft.

Artigas redet weiter:

»Komm raus aus dem Schatten, mit erhobenen Händen! Und keine Bewegung!«

Der andere gehorcht wieder.

Er tritt mit erhobenen Händen von dem Auto weg. Er läuft bis zu der vom grauen Tageslicht erhellten Zone. Dort bleibt er reglos stehen.

Artigas rennt auf ihn zu, die Waffe auf ihn gerichtet, ohne ihn aus den Augen zu verlieren. Dabei hebt er das Messer auf, das der junge Noctard auf den Boden des Ganges geworfen hat.

Artigas drückt ihm den Lauf der Waffe in die Magengrube. Es ist der kleine Anführer, der in die Falle gegangen ist. Er sieht weniger strahlend aus als vorhin. Er starrt auf den langen Lauf der Smith and Wesson, den Artigas mit einer aggressiven roten Mennigefarbe überzogen hat, denn das ruft alte Erinnerungen wach.

Mit einer Geste gibt Artigas dem von Panik gepackten kleinen Typ zu verstehen, daß er zur Ausgangstreppe gehen soll. Der andere bewegt sich unsicher vorwärts. Er dreht sich halb um, ängstlich, und fängt an, die losen Stufen hinaufzusteigen. Auf dem letzten Treppenabsatz, im vollen Tageslicht, zwingt Artigas ihn, sich umzudrehen. In der linken Hand hält er jetzt den Revolver, in der rechten das Messer. Er fährt mit der Klinge sanft über das bemalte Gesicht des jungen Noctard. Plötzlich drückt er die scharf geschliffene Messerspitze auf jede seiner Wangen unterhalb der Backenknochen: die Farbschicht platzt, ebenso die Haut. Blut rinnt in roten Tautropfen über den kreideweißen Teint.

Mit aufgerissenen Augen schlägt der Noctard um sich.

»Hier, Krieger!« sagt Artigas zu ihm. »Die Bluttaufe! Jetzt bist du ein echter Indianerhäuptling.«

Der andere drückt sich weiterhin mit ausgestreckten Armen an die rauhe Zementmauer. Ein aufgespießter Schmetterling. Seine Lippen zittern, seine Augen werden feucht.

»Heul nicht, Kleiner«, sagt Artigas zu ihm. »Du bist ein Mann, vergiß nicht: ein echter wandelnder Phallus.«

Mit der Messerspitze zerfetzt Artigas den Stoff der Hosen des kleinen Anführers in der Leistengegend. Er zerwühlt die Beule dieser künstlichen und provozierenden Männlichkeit. Er säbelt

und schneidet darin herum, reißt den Klumpen zusammengerollter Stoffreste heraus, die dem Noctard den vorteilhaften Flair eines jungen Weiberhelden und Gockels verliehen. Natürlich kann Artigas während der Operation nicht vermeiden, daß die Spitze seines Messers die Haut des anderen hier und da bis aufs Blut ritzt.

Das Geschlecht des jungen Noctard kommt zum Vorschein, von der scharfen Kälte der Klinge, mit der Artigas über die Attribute seiner Männlichkeit streicht, zusammengeschrumpelt.

Artigas hebt mit der Schneide des Messers das kleine Stück jämmerliches Fleisch hoch.

»Du bist gerade gut zum Fliegenficken, Kleiner!« sagt Artigas zu ihm.

Der andere heult jetzt vor Wut, gedemütigt durch dieses Simulakrum einer Entmannung. Seine Tränen bilden ekelhafte Rinnen in der Farbschicht, die sein Gesicht bedeckt.

»Hau ab!« sagt Artigas zu ihm und schiebt ihn weg.

Der andere ist überrascht, daß er so glimpflich davonkommt. Aber er verlangt keine Erklärungen. Er haut ab.

Der Mann mit dem weißen Haar, der sich in dieser Erzählung Rafael Artigas nennen läßt, klappt die Klinge des Messers wieder zu. Er steckt es in seine Jackentasche und schiebt die Smith and Wesson 11,43 wieder in ihr Halfter.

Er zündet sich eine Zigarette an.

All das deprimiert ihn.

Er fragt sich, ob er sein Vorhaben, bis zur Cité zu gehen, nicht aufgeben soll, ob er nicht ganz einfach nach Hause gehen soll, um den Rest des Vormittags zu schlafen.

Das ist bestimmt das beste.

Dabei hatte der Tag doch gar nicht so schlecht angefangen.

Er war schlagartig aus dem Schlaf gerissen worden, mit klarem Kopf, einer unmittelbaren, schrillen, scharfen Glücksempfindung. Er war aufgewacht, besser noch, im Wachzustand, aufmerksam, die Welt beobachtend.

Es war sieben Uhr morgens.

Aber dieser Eindruck von Klarheit rührte nicht nur von einer ungewohnten körperlichen Leichtigkeit her. Das war nicht das Wesentliche, keineswegs. Das Wesentliche war, daß er aus der

Unentschlossenheit der letzten Tage herauskam. Er wußte jetzt, was zu tun war, ganz eindeutig. Er mußte die Z. U. P. für immer verlassen. Er würde es tun. Er würde nach Hause gehen. »Ich gehe nach Hause«, hatte er gedacht. Er mußte sofort lächeln. »Nach Hause«, das war übertrieben, zumindest zweideutig. Er hatte verbessert. »Vielleicht nicht nach Hause«, hatte er gedacht, »ins Land meiner Kindheit jedenfalls.« Genau, die Kindheit. Natürlich waren Bilder herangeströmt wie lebhaftes, belebendes Blut. Noch heute morgen würde er in die Cité zum Polizeipräsidium gehen, um die Ausweispapiere anzumahnen, die er brauchte und die er schon verdammt lange zu erhalten versuchte.

Die Île de la Cité war in den Händen der Ordnungskräfte geblieben, weil es den Communarden nicht gelungen war, sie daraus zu vertreiben, selbst auf dem Höhepunkt der Bewegung, bevor ihr Territorium wie ein Chagrinleder schrumpfte, bis es zu jener eingezwängten Z. U. P. am linken Ufer wurde. Um diese im Zentrum eines aufständischen Paris verankerte Flußfestung zu verteidigen, hatte General Bigeard eine Luftbrücke von schweren Hubschraubern organisiert, ein richtiges betäubendes Karussell, das die Aufständischen niemals ganz hatten unterbrechen können, aus Mangel an geeigneten Luftabwehrwaffen. Schließlich hatten die Vereinbarungen von 1973 zwischen der Versailler Zentralregierung und der sich in voller Auflösung befindlichen Commune entmilitarisierte freie Landzugänge zur Île de la Cité garantiert.

Dank diesen Vereinbarungen – die, wie jeder weiß, unter dem Namen Abkommen von Trianon bekannt sind – waren die auf dem Territorium der Commune wohnenden Ausländer, die einen Paß oder ein Visum erhalten wollten, gehalten, ihre Situation auf ihren Konsulaten und auf dem Polizeipräsidium zu regeln, das auf diese Weise einen guten Teil seiner einstigen Vorrangstellung wiedergewann.

Ungefähr ein Jahr vor dem Tag, der Gegenstand dieser Erzählung ist, gegen Ende des Sommers 1974 also, hatte Artigas die notwendigen Schritte zur Wiederfindung seiner Identität eingeleitet. Das war nicht leicht gewesen. Er selbst besaß nämlich nur noch Papiere, die von den verschiedenen Behörden der Commune auf den Namen Rafael Artigas ausgestellt waren, ein

Pseudonym, unter dem er seine Vergangenheit hatte auslöschen wollen. Aber auf dem Präsidium – das zumindest versicherte Fräulein Rose Beude, eine der stellvertretenden Leiterinnen der Ausländerbehörde, als er bis zu ihr vordrang, nach einer wochenlangen trostlosen Wanderung durch das Labyrinth des Präsidiums, einer Wanderung, deren einzige offensichtliche Logik und vielleicht einziger Sinn, bei dem unaufhörlichen Hin und Her, dem zusammenhanglosen Kommen und Gehen, darin bestand, daß sie ihn langsam, aber unerbittlich in immer höhere Etagen des Präsidiumsgebäudes führte, als wenn die Tatsache, daß er ohne Unterlaß alle diese Steinstufen erklommen hatte, die von den resignierten Schritten Tausender anonymen und oft verängstigter Bittsteller abgewetzt waren, materiell die Wahrheit der höheren bürokratischen Sphären ausdrückte, der einzigen zweifellos, die in einem Fall wie dem seinen von Verlust oder Fehlen überzeugender Identität entscheiden konnten, einem Fall, dessen Kompliziertheit ihm alle Vorsteher, von der ersten Empfangsdame des ersten Empfangsbüros an, mit einem zurückhaltenden Nicken vorausgesagt hatten, wobei sie ihn baten, immer detailliertere und absurdere Formulare auszufüllen, deren immerhin gedruckte Fragen keine andere Funktion zu haben schienen als die, seinem Gedächtnis oder seiner Wahrheitstreue Fallen zu stellen, Widersprüche, und seien sie auch noch so winzig, hervorzurufen zwischen den aufeinanderfolgenden Antworten, die er im Laufe der Tage und je nach den bürokratischen Launen lieferte – auf dem Präsidium, wie dem auch sei, schien man seine Akte offenbar verloren zu haben. Oder genauer: beim letzten Versuch der Communarden, die Befestigungsanlagen der Cité zu bezwingen, schien seine Akte während der von einer Rakete im Archiv verursachten Feuersbrunst fast vollständig verbrannt zu sein.

Artigas hatte Fräulein Rose Beude angesehen, eine glatte und polierte, bleiche, offensichtlich distanzierte Frau, deren blaugrüne Augen jedoch zeitweilig in einer merkwürdigen Erregung aufflackerten.

»Im Grunde«, hatte er gesagt, »muß man am Anfang anfangen. Ich muß beweisen, daß ich wirklich ich bin.«

Die stellvertretende Leiterin der Ausländerbehörde hatte zustimmend genickt.

»Genau«, sagte sie. »Wir müssen formal feststellen, daß Sie nicht ein anderer sind.«

Er hätte beinahe gesagt, daß das zuviel verlangt sei, daß man immer mehr oder weniger ein anderer sei. Aber er hatte sich rechtzeitig zurückgehalten, da er ja noch nicht wußte, ob Fräulein Rose Beude einen Sinn für metaphysischen Humor hatte.

»Gut«, hatte er gesagt, »versuchen wir es.«

Und er versuchte es seit vielen Monaten bis heute ohne definitiven Erfolg. Aber an diesem Vormittag würde er nachhaken, denn dank Anna-Lise hatte er Papiere wiedergefunden, die ihm beweiskräftig erschienen.

Genau das würde er heute tun: sich mit diesen Dokumenten auf das Präsidium begeben.

Kurz nach sieben Uhr hörte er, daß Anna-Lise sich in der Wohnung regte. Er rief nach ihr. Die junge Frau machte die Zimmertür auf. Sie trat ein. Sie war nur mit einem langen Pullover aus weicher Wolle bekleidet. Anna-Lise hatte die Gewohnheit, niemals ganz angezogen zu sein. Glücklicherweise war die Wohnung geheizt. In den letzten Wochen hatte es keinen größeren Konflikt zwischen der Commune und der Versailler Zentralregierung gegeben. Wenn es zu einem Konflikt kam, unterbrachen die Versailler während der Dauer der Verhandlungen die Wasser- oder Gas- oder Elektrizitäts- oder Lebensmittelversorgung. Das war ein wirksames Druckmittel. Aber diesen Herbst hatte es keinen Konflikt gegeben. Die Wohnung war geheizt. Anna-Lise ging immer halbnackt darin umher.

Sie war vor einem Monat in seine Existenz eingebrochen. Auf die einfachste Weise der Welt übrigens: indem sie an der Tür klingelte.

Seit die Fenster zum Boulevard hatten vernagelt werden müssen, hatte Artigas sein Arbeitszimmer in einem Raum zum Hof hin eingerichtet, der früher ein Eßzimmer gewesen war. Er hatte die Klingel gehört, er hatte den Mittagshimmel betrachtet. Es war schönes Wetter. Dann, im Vorraum, als er sich gebückt hatte, um seinen Besucher durch den Spion zu identifizieren, hatte er zum erstenmal die eingravierte Firmenmarke auf der beweglichen Kupferscheibe bemerkt, die man herunterschieben konnte, um dieses wachsame Auge blind zu machen. Doch der Spion war